

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Nooteboom, Cees
Roter Regen

Leichte Geschichten

Aus dem Niederländischen von Helga van Beuningen. Mit Zeichnungen von
Jan Vanriet

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4246
978-3-518-46246-1

suhrkamp taschenbuch 4246

Man stelle sich den Schriftsteller vor als einen Gärtner, glücklich in der Sorge um seine Schützlinge – den kümmerlichen Papyrus, die erkahlende Zypresse, die auffahrende Palme, all die unterschiedlichen Gesellen, die sich über die Jahre in seinem Garten eingefunden haben. Und man stelle sich das Gedächtnis vor als einen solchen südlichen Garten: von scheuen Tieren besucht, mit Steinen und Unkraut durchsetzt, von Austrocknung bedroht, und dann, ein Tropfen Wasser, ein Stichwort, und er erblüht in ungeahnter Pracht. Ich habe keins, behauptet Cees Nooteboom gern, wenn es um sein Gedächtnis geht, und im nächsten Moment sieht man ihn wieder begeistert jäten, harken, fegen, gießen, hegen, entlausen und sägen: »Wer keine Vergangenheit hat, muß sich eine schaffen.«

Cees Nooteboom wurde 1933 in Den Haag geboren. Er lebt als freier Schriftsteller in Amsterdam und auf Menorca. Zuletzt sind bei Suhrkamp erschienen: *Berlin 1989/2009* (st 4118), *Nachts kommen die Füchse* (st 4194) und *Schiffstagebuch* (2011).

Helga van Beuningen hat Autoren wie A.F.Th. van der Heijden, Margriet de Moor und Marcel Möring ins Deutsche übertragen. Dafür wurde sie u.a. mit dem »Martinus-Nijhoff-Preis«, dem »Helmut-M.-Braem-Preis« und dem »Else-Otten-Übersetzerpreis« ausgezeichnet.

Cees Nooteboom
ROTER REGEN

Leichte Geschichten

Aus dem Niederländischen von
Helga van Beuningen
Mit Zeichnungen von
Jan Vanriet

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel
Rode Regen
bei Uitgeverij Atlas, Amsterdam/Antwerpen.

Umschlagabbildung: © Jan Vanriet

suhrkamp taschenbuch 4246
Erste Auflage dieser Ausgabe 2011
© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2007
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski
ISBN 978-3-518-46246-1

I 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

EINE ERINNERUNG ALS VORSPIEL

Fledermaus

Vor Jahren habe ich Fledermaus geerbt. Nicht eine Fledermaus, sondern Fledermaus, eine weibliche graue Katze des Typs, den man in Deutschland Kartäuser nennt, ein Name, der mir sehr gut gefällt, weil ich im Laufe meiner Spanienreisen häufig Kartäuserklöster besucht habe. Kartäuser sind Mönche, die im Gegensatz zu den Angehörigen anderer kontemplativer Orden allein in einer größeren Gemeinschaft leben. Jeder Kartäuser ist ein Einsiedler innerhalb eines größeren Ganzen, lebt er doch in einer Zelle, in der er sein Essen durch eine Luke bekommt; die anderen Mönche sieht er nur beim Chorgebet oder bei der Feldarbeit und zweimal in der Woche beim Spaziergang, ein Detail, das mich immer sehr angesprochen hat. In den Niederlanden gibt es keine Kartäuser mehr, sie sind ausgestorben.

Aber gut, hier geht es um *meinen* Kartäuser, um Fledermaus, und Fledermaus mag zwar kein Mönch (in diesem Fall also: keine Nonne) sein, aber gewisse Berührungspunkte gibt es dennoch, denn sie lebt auf Menorca neun Monate im Jahr völlig allein. Wie erbt man eine Katze? Einmal hatte ich mein Haus auf der Insel den Winter über einem merkwürdigen, dem Alkohol nicht abgeneigten Iren überlassen, der auf den Namen JohnJohn hörte. Er hatte keine Bleibe, und Freunde rieten mir zu, da nicht bewohnte Häuser im Winter feucht werden, was den Büchern, die dableiben, nicht gut bekommt – wenn ich im Sommer auf die Insel zurückkehre, verströmen sie immer einen leichten Geruch von Schimmel und Einsamkeit. Als

Gegenleistung sollte JohnJohn einen symbolischen Betrag entrichten. *Sollte* ist in diesem Fall das richtige Wort, denn er hat es nie getan. Was wir statt dessen bekamen, war Fledermaus. JohnJohn wußte nicht, wo er sie lassen sollte, versprach aber, sie am Ende des langen Sommers wieder zu übernehmen. Gesagt und nicht getan. Fledermaus sei, versicherte JohnJohn, »behandelt«, das Heer lediger Kater, das über die Insel zieht, brauche uns kein Kopfzerbrechen zu machen. Unsere einzige Sorge war von diesem Moment an Fledermaus. Sie heißt so, weil sie mit ihren rührenden Radarohren und flugartigen Manövern einer Fledermaus gleicht. Die Insel ist überzogen von Steinmauern, und wer Fledermaus einmal eine solche Mauer hat überwinden sehen, kann sich eigentlich nicht vorstellen, daß sie nicht auch einfach weiterfliegen könnte in die Stratosphäre.

Sehr schnell hatte sie uns adoptiert und im Anschluß daran dressiert. Essen um soundsoviel Uhr, Platz machen im Bett, wenn sie gegen vier Uhr nachts von der Jagd oder aus einer Disco zurückkommt, morgens sehr leise aufstehen (wir!), denn ihr Tag beginnt erst gegen elf – all die Dinge. Sie hatte sich ihrerseits das Geräusch unseres uralten Renault 5 eingeprägt, als Endpunkt einer logischen Abfolge: Geräusch entfernt sich, Abwesenheit der Hausgenossen oder zumindest eines der beiden, Geräusch kehrt zurück, Aufstellung am Tor, Begleitung des Hausgenossen in die Küche, Inspektion dessen, was Markt und Supermarkt diesmal geliefert haben, Festmahl.

Nach drei Monaten hatten wir uns aneinander gewöhnt. Das heißt, Fledermaus hatte sich daran gewöhnt, mehrmals am Tag Abschied von uns zu nehmen. Was sie

dann trieb, war unklar. Meist zog sie in Richtung des Schweins der Nachbarn ab, doch weiter wünschte sie nicht verfolgt zu werden. Eigentlich müßten wir uns insofern über unseren eigenen Weggang im Herbst keine allzu großen Sorgen machen (»Die schlägt sich schon durch«), doch das gelingt uns nicht. Amsterdam ginge ja noch, aber ich kann keine Fledermaus nach Japan oder Australien mitnehmen. Außerdem ist dies hier ihr Territorium, ihr Jagdrevier, ihre Heimat, eine Stadt würde sie umbringen. Und trotzdem fühlen wir uns immer schuldig, wenn wir unser Sommerdomizil verlassen. Wie soll sie ohne uns auskommen? Acht, neun Monate lang? Als wir sie bekamen (und sie noch Mrs. Wilkins hieß, dieser lächerliche Name, den JohnJohn ihr gegeben hatte und den wir sofort abgeschafft haben), war sie noch klein. Hier war ihre Welt, doch sie so lange allein zurückzulassen stank nach Verrat. Sie selbst äußerte sich nie dazu, mit gelinder Verwundung blickte sie auf die etwa zweihundert Dosen Whiskas, die wir eines Tages, Ende September, ins Haus schleppten, ließ sich aber weiter nichts anmerken, fragte auch nicht, ob wir nicht vielleicht doch den Winter über dableiben wollten. Mit Maria von gegenüber hatten wir abgesprochen, daß sie Fledermaus jeden Tag füttern käme, aber ob und wie das geschehen würde, mußten wir (und Fledermaus) abwarten. Der Tag unserer ersten Abreise war dramatisch, doch Fledermaus ersparte uns allzu große Scham, indem sie einfach verschwand. Wir fragten uns, wie es wohl für sie sein würde, wenn sie um vier Uhr nachts plötzlich niemanden mehr vorfinden, wenn niemand mehr mit frischem Fisch vom Markt kommen und ihr jeden Abend, pünktlich zum Sprung von der hohen Mauer, das Haupt-



gericht auftischen würde. Wir werden es nie erfahren. Manchmal rufen wir heute noch Maria aus einem fernen Land an und fragen, wie es *el gato* (Maria hält es für Unsinn, daß Fledermaus eine Frau sein soll) gehe, und sie antwortet unveränderlich, es gehe ihr gut. Was sie sich dabei denkt, wissen wir nicht, wahrscheinlich, daß wir sentimentale Narren sind, die unter Hunderten herrenloser Katzen auf der Insel just diese eine auserwählt haben für ein Leben mit eigenem Haus und Bedienung. Was Fledermaus selbst davon hält, ist nicht herauszubekommen. Sie schreibt nicht, geht nicht ans Telefon und führt kein Tagebuch. Wir wissen nur, daß es bei unserer ersten Rückkehr einen Tag dauerte, bevor wir sie zu Gesicht bekamen. Wahrscheinlich hat sie sich die Sache erst einmal aus der Ferne angeschaut, das Geräusch des Autos aus dem Archivschrank ihres Gedächtnisses ausgegraben, möglicherweise auch das unserer Stimmen; sicher ist, daß wir in jener ersten Nacht um vier Uhr plötzlich ein »Plopp« hörten und sahen, daß die bekannte Pelzjacke ihren Platz in der gewohnten Bettecke wieder eingenommen hatte.

So ging es über Jahre. Kummer beim Abschied, Freude bei der Rückkehr – unsererseits. *Sie* interessiert sich nicht für unsere Reiseberichte, Japan sagt ihr nichts, Amerika auch nicht, meine neuen Bücher liest sie grundsätzlich nicht, nicht einmal, wenn sie darin vorkommt (*Die folgende Geschichte*), die einzige erkennbare Emotion zeigt sich beim Duft gegrillter Sardinen oder sonstiger Köstlichkeiten, die es im Winter nicht gibt. Nur manchmal, ganz hin und wieder und ohne daß wir wissen, warum gerade dann, sucht sie plötzlich einen Schoß auf und beginnt zu schnurren wie ein alter Schiffsmotor. Rätsel.

Einmal jedoch war alles anders bei unserer Rückkehr. Fledermaus erschien zwar, aber ihre Jacke war zerrissen, die Augen trüb und umflort, sie rupfte sich in einem fort große Büschel aus dem Fell, ein Auge tränkte ständig, der Flor wurde von Tag zu Tag dunkler. Ausgeschlossen, sie in einen Reisekorb oder Käfig zu bekommen, folglich gingen wir selbst zur Tierärztin im Dorf, einem ernsthaften Mädchen, das aussah wie sechzehn und uns etwas von Gift, Würmern, Flöhen und sonstigem Ungemach erzählte. Ob die Katze gut fresse? Pausenlos. Aber trotzdem sei sie mager? Zum Erbarmen mager, ein Schemen. Ob wir garantieren könnten, daß sie zu Hause sei, wenn sie uns besuchte? Nein, das konnten wir nicht. Augentropfen, Pillen, das alles ging noch, solange ihr ein leckeres Stück Tintenfisch oder Kaninchen dazu gereicht wurde, doch jeder Versuch, sie in einen Katzenkorb zu kriegen, scheiterte, bis eine alte Dame uns den geräumigen Transportkäfig lieh, in dem ihr Pudel auf die Insel und wieder zurück reist. Inzwischen hatten wir die Adresse eines Tierarzt-ehepaars in der Stadt bekommen. Auch dort sprachen wir zunächst ohne Fledermaus vor. Die junge deutsche Frau stand uns Rede und Antwort unter einer Bildergalerie von Hunden und Katzen, die allesamt keine Ähnlichkeit mit Fledermaus hatten. Wir verabredeten, daß wir sofort kommen könnten, wenn es uns gelungen sei, Fledermaus zu fangen. Nach drei Versuchen klappte es, und es war auf fürchterliche Weise unvergeßlich, denn Fledermaus begriff nicht, was ein Käfig ist, und ihre Fassungslosigkeit, als sie endlich drin war, nahm die Form eines Lautes an, der aus einer dreihundertmal größeren Katze zu kommen schien, einem Untier, das irgendwo tief unter der Erde

lebte, eine Art Geheul vor Angst, Kummer und Verrat, das sich noch steigerte, als sie hinten im Renault verstaute wurde, und erst verstummte, als sie im Wartezimmer durch ihre Gitterstäbe die anderen Katzen hinter deren Gitterstäben und dann einen erschreckend großen Hund erblickte, der leise winselnd dalag und zitterte, als sei es jeden Moment aus und vorbei mit ihm. Dies war mein erster Besuch bei einem Tierarzt. Der Doktor, jung, blond, fragte, ob Fledermaus wohl sehr wild werden würde, und ich mußte gestehen, daß ich es bei Gott nicht wisse. Ich sah, daß sie aufs äußerste angespannt in ihrem Käfig auf Zeit saß und die Umgebung mit einem Mißtrauen beobachtete, das sie zu allem zu befähigen schien. So schlimm war es dann aber nicht. Der Griff, mit dem der junge Doktor sie mit einem Schwupp aus ihrem Gefängnis holte und, ohne Chance zu Gegenwehr, auf den Tisch drückte, war eine Meisterleistung. Danach begann das Betasten, Befühlen, das Öffnen ihres Raubtiermauls, die Untersuchung und Beurteilung des dort vorhandenen Waffenarsenals. Fledermaus grollte, rührte sich aber nicht, und mir wurde die Aufgabe zuteil, diesen brillanten Griff nachzumachen und sie auf dem Tisch zu halten. Ihr ganzer kleiner Leib schien zu pochen, als sei darin alles nur Herz, aber sie ließ es zu, daß ihre Pfote mit einem wunderbaren Katzenrasierer geschoren wurde. Blut, rot und dünn, wurde ihr abgezapft, und sie bekam eine Spritze mit einer Nadel, die angesichts ihrer eigenen Größe riesig wirkte. Danach durfte sie wieder mit, auf einmal neunjährig, denn das müsse, so der Doktor, ihr Alter sein. Als wir nach Hause kamen, schoß sie wie eine Rakete über die Mauer, wollte uns nie wieder sehen, beschloß, sich künftig ausschließlich mit

den üblichen Eidechsen, kleinen Kröten, Heuschrecken und Feldmäusen zu begnügen, und erschien zwei Stunden später zum Mittagessen, als sei nichts geschehen. Aber *war* denn nun eigentlich irgend etwas geschehen? Drei Tage später bekamen wir den Befund, Nieren und Leber waren in Ordnung, der Flor würde in Kürze verschwinden, das Fell wieder glänzen, uns seien noch Jahre gemeinsamen Glücks beschieden. Es mußten lediglich noch ein paar Tropfen hier und winzigkleine Pillen dort verabreicht werden, aber so gesund, wie Fledermaus zu diesem Zeitpunkt bereits wieder war, bin ich noch nie gewesen.

Und jetzt? Der alljährliche Abschied rückt wieder einmal näher, die ersten Gewissensbisse regen sich. Fledermaus läßt sich nichts anmerken. Wenn wir mit dem Essen beginnen, springt sie auf die Mauer und streckt sich, mit dem Hintern zu uns, auf ihr aus. Beim Hauptgericht hält sie mit, auch wenn sie selbst längst gegessen hat. Danach verschwindet sie, Richtung Schwein, in der Dunkelheit. Um vier stellen wir die Uhr nach ihr, und wenn die Sonne aufgeht, schleichen wir vorsichtig aus dem Zimmer. Es ist wohl, kurzum, so, daß Katzen an die Ewigkeit glauben – solange man nicht mit einem Käfig ankommt.

Fledermaus' Ewigkeit sollte noch acht Jahre währen. In der meinen, die, im Verhältnis betrachtet, genauso kurz sein wird, sehe ich ihren Schemen zuweilen noch zwischen den Kakteen umherstreifen, eine graue Hausgöttin, die Bäume und Menschen gegen Blattläuse, Winterstürme und plötzliche Trübsal beschützt.

DER GÄRTNER OHNE GARTEN

Insel

I

Da war Maria, und da war Bartolomeu, da war die Pinie, und da waren drei kleine Kinder. Sie wohnten auf meiner spanischen Insel uns gegenüber in einem Haus, das der Frau von Juan gehörte, dem Bruder von Bartolomeu. Neben ihnen wohnte ein alter Bauer, der krumm war von der harten Arbeit und einen Sohn hatte, der, vorausgesetzt er erreichte dasselbe Alter, genauso krumm sein würde. Der alte Bauer, der aussah wie ein knorriger Baumstumpf, verkaufte mir ein Stück Grund, kurz bevor er wegging, er brauchte das Geld, weil seine Tochter heiraten wollte. Ich sah ihn noch gelegentlich im Dorf, gemeinsam mit seinem Sohn, und dann auf einmal nie mehr.

Zusammen waren sie ein wenig wie das Land selbst, eine Spezies, die verschwunden scheint. Das Land wird nicht mehr bestellt, andere Flurstücke ringsum liegen ebenfalls brach, weil es sich nicht mehr lohnt, kleine Parzellen, eingefasst von Mauern aus aufgeschichteten Steinen, die ganz langsam verfallen. Sie gehören unsichtbaren Eigentümern, die ihren Besitz in den Grundbüchern schlummern lassen, bis er irgendwann vielleicht im Wert steigt. Er darf nicht bebaut werden, ich bin umgeben von all diesen kleinen Parzellen voll Brombeergestrüpp und Disteln, auf denen höchstens manchmal ein Pferd oder ein Esel abgestellt wird, ein Paradies für Eidechsen und Schildkröten. Die Obstbäume, Zwetschgen, Zitronen und Aprikosen, sind mit der Zeit verkümmert,

ihre verdorrten Gerippe Grabmäler ihrer selbst, und ich habe es so belassen, weil ich bis vor kurzem kein Wasser hatte, um in den extrem trockenen Sommern alles zu versorgen, und weil meine Ruhe dadurch geschützt wird. Außerdem hatte ich alle Hände voll zu tun mit meinem Garten.

Es ist über vierzig Jahre her, seit ich das erste Mal hierherkam. Das Haus hatte wohl mal einem Kleinbauern oder einem Tagelöhner gehört, es mußte umgebaut und aufgestockt werden. Weiß war es, wie alle Häuser hier, sogar die Dachziegel waren weiß getüncht, mit *cal*, gegen die sengende Sommerhitze. Zweierlei drängte sich sofort auf: Wasser und Maria. Wasser, weil es keines gab, und Maria, weil man sie überall hörte. Ihre Stimme würde ich noch auf meinem Sterbebett erkennen, ein schriller, hoher Ton, mit dem sie ihre Kinder vom Ende der Welt zurückrufen konnte. Sie sprach den Inseldialekt, der eine Variante des Katalanischen ist und von den Inselbewohnern eigentlich als eigene Sprache betrachtet wird. Oft weht hier der Tramontana, ebensooft der Xaloc, und zusammen mit all den anderen Winden, die genauso schöne Namen haben, sind sie daran schuld, daß die Menorquiner eine harte, gicksende Sprache entwickelt haben, um dagegen anzukommen, ein Klang wie Blumentopfscherben, die man in einen Zinkeimer wirft. Lesen läßt sie sich wundervoll, es ist eine alte Sprache, man hat den Eindruck, Briefe aus dem Mittelalter zu erhalten, vor allem wenn es dann noch um so feudale Dinge geht wie zum Beispiel die Frage, wie weit entfernt von einem Brunnen man wohnen muß, um die Genehmigung zu bekommen, selbst einen zu bohren. Wasser heißt hier *aigu* und wird

damit zu einer anderen Substanz, zu etwas, mit dem sparsam umzugehen ist und mit dem Rechte und Pflichten verbunden sind.

2

Auf Inseln ist die Welt in salzig und süß aufgeteilt. Manchmal, wenn ich das Bedürfnis habe, mir die Welt übersichtlich zu machen, fahre ich zur anderen Seite der Insel, stelle das Auto an einem verfallenen Schulgebäude ab, das einfältig in der Einsamkeit herumsteht, und mache mich auf den steilen Weg zum Castell de Santa Àgueda. Es ist eine ordentliche Kletterei, die durch die großen, wie von gewaltigen Wassermassen heruntergerissenen Felsbrocken nicht eben leichter wird. Im Winter kann es hier fürchterlich zugehen, dann verwandelt der Regen den Weg in einen strudelnden Fluß, im Sommer wandert man durch sein ausgetrocknetes Bett, das sich in einem geheimnisvollen Augenblick plötzlich in einen schmalen, befestigten Weg verwandelt. Alle haben diese Insel schon mal besetzt, sie ist reich an rätselhaften prähistorischen Monumenten der Ureinwohner, Konstruktionen aus riesigen Steinblöcken – unvorstellbar, wie sie die aufeinandergetürmt haben. Später kamen Iberer, Phönizier, Römer, Aragonier und Katalanen und aus Nordafrika und dem islamischen Andalusien die Araber, die man hier immer noch Mauren nennt. Lang danach schauten die Niederländer vorbei, auch die Franzosen hatten hier eine Garnison stationiert, mein Dorf heißt nach dem König Saint Louis. Die Engländer schließlich beherrschten von hier aus das halbe Mittel-

meer, weil die Insel strategisch so wichtig war. Von runden Wachtürmen aus, die man entlang der Küste gebaut hatte, spähte man übers Meer, um Invasoren aufzuspüren. Wer ein fremdes Schiff entdeckt hatte, gab ein Feuerzeichen und konnte so die Nachricht von einer drohenden Gefahr von Turm zu Turm weiterleiten.

Die Türme stehen noch immer, so wie die Ruinen des Forts, das die Mauren am Santa Àgueda errichtet haben. Ab und zu kletterte ich die dreihundert Meter steil nach oben. Der Weg dorthin ist gepflastert mit großen, groben Steinen, ich stelle mir gern vor, daß die Römer sie gesetzt haben. Auf halber Strecke zum Gipfel gibt es einen eigenartigen Rastplatz, wo mitten im wilden Gestrüpp neben einer verfallenen Scheune das Skelett eines Autos aus den zwanziger oder dreißiger Jahren liegt. Inzwischen wächst ein kleiner Baum aus ihm heraus; ich habe das Auto, das meiner Meinung nach einmal ein Hispano Suiza gewesen ist, im Laufe Dutzender von Jahren langsam zerfallen sehen. Die Winterregen haben eine Rostschicht von der Farbe scharlachrot getrockneten Bluts darauf entstehen lassen, alles, was sich abmontieren ließ, ist mitgenommen worden, nur das Lenkrad ragt noch stocksteif und staksig aus dem Rumpf wie ein Verzweiflungszeichen. Unmöglich, daß jemand mit diesem Auto hier heraufgefahren ist, und doch liegt es da, auf halber Strecke gestrandet, jemand muß wahnsinnig dickköpfig oder verzweifelt betrunken gewesen sein, für mich bleibt es eines der Rätsel des Universums, das auch als solches behandelt werden muß. Für den Rest des Aufstiegs habe ich jedesmal etwas, worüber ich nachdenken kann. Am Kastell ist es nicht minder geheimnisvoll. Dort muß, bis dies unmöglich wurde, eine